

## «Ich war nie ein Beatnik»

Drei Tage mit dem Fotografen Robert Frank im Bergell

Von Stefan Zweifel

Im «Denklabor Villa Garbald» hält der grosse Schweizer Fotograf Robert Frank Rückschau auf sein Leben, die Regeln der Kunst und die Jubiläumsausgabe «The Americans». Ein Mitschnitt.

Zart schweben Erinnerungen durch den Raum und fallen auf den Boden wie einst die Nadeln beim Waldkonzert in Pontresina, wo er als Kind Ferien machte, Erinnerungen an das Gabler-Schulhaus in Zürich, wo er dank Lehrer Diseli endlos lange schlitteln und die Erfahrung machen durfte, dass sich in der endlosen Repetition der Blick für das Wesentliche schärft, Erinnerungen auch an die weit aufgerissenen Augen der toten Kinder, die er in Genf bei Victor Bouverat auf Stühle setzen und ein letztes Mal vor ihrem Verschwinden im Nichts des Todes auf Zelluloid bannen musste: Ja, zart und grausam zugleich sind die Erinnerungen, von denen Robert Frank während dreier Tage im Bergell überwältigt wird, heimgesucht: «Ich hatte einen Traum, gestern: Da war ein, ich weiss nicht, warum das so gekommen ist, da war ein Erdbeben, die Landschaft hat sich gebrochen und geöffnet. Ich habe nicht viele Träume. Und das war ein sehr starker Traum. Ich weiss nicht, warum das jetzt so hochgekommen ist. – Alles auf der Fahrt von Zürich hierher ins Bergell war anscheinend in einer wunderbaren Ordnung, alles hat anscheinend eine gute Zukunft, überall sind neue Gebäude, Fabriken, die Leute haben Arbeit – und ich hab den Traum, wo alles zerbricht, auch die Gebäude, Fabriken. Ja, und auch die Berge, die Landschaft. – Ich will keine philosophischen Parallelen ziehen, aber das ist seltsam, dass das so gekommen ist. Vielleicht, weil ich Amerika gern habe und weil dort alles wirklich fraglich geworden ist und ein wenig schwankt. Amerika schwankt – und mein Entschluss, dort zu leben.»

### IMMER AUF WANDERSCHAFT

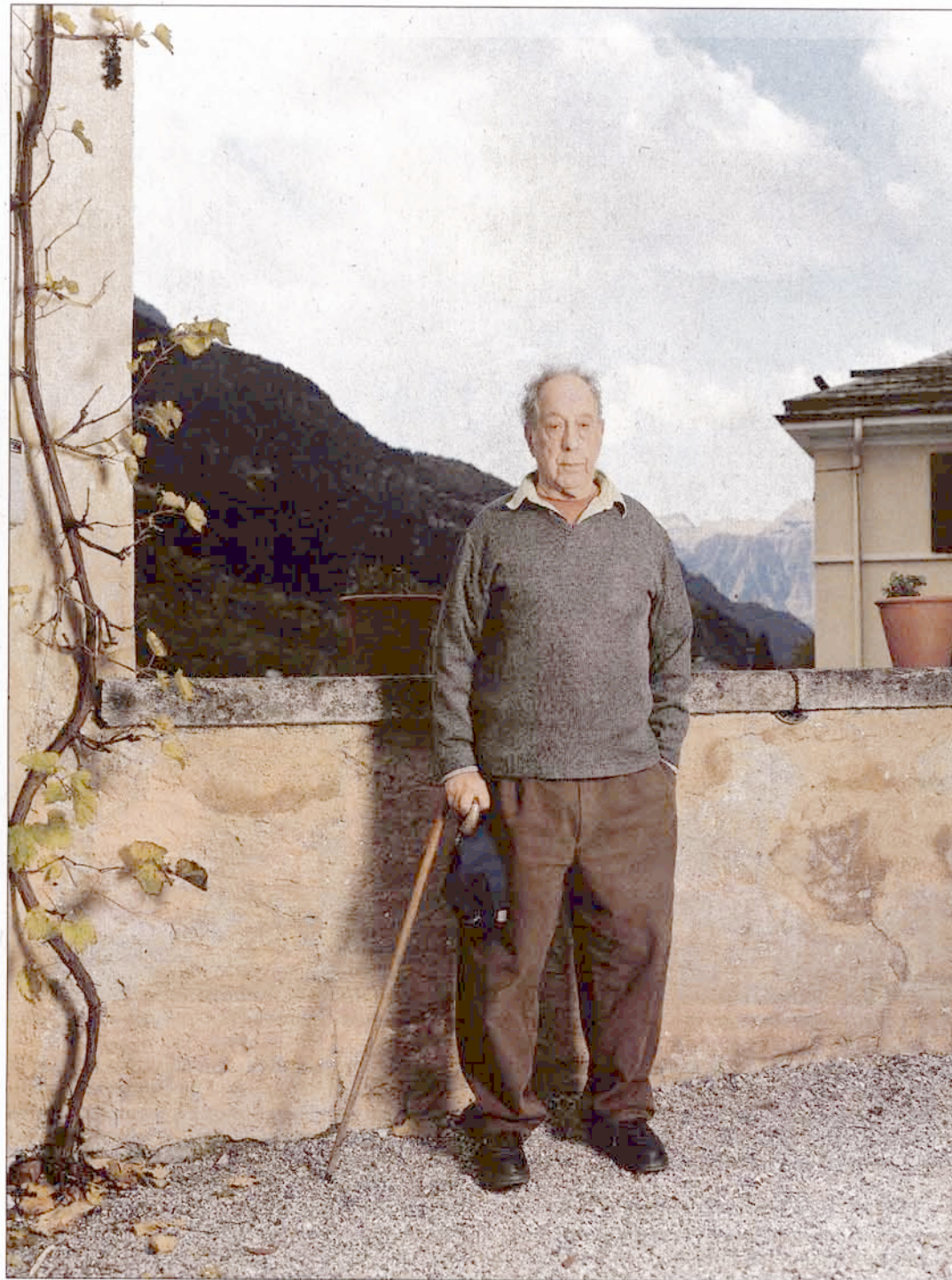
Unter Ausschluss der Medien hat sich Robert Frank zur Verfügung gestellt, im «Denklabor der Villa Garbald» als Hommage an den Fotografen Andrea Garbald drei Tage lang zu diskutieren, Freunde bei einem Diner zu empfangen und zu den Leuten aus dem Bergell zu reden. So nähert er sich gleichsam vom Rand her wieder jener Schweiz, die ihm als Juden erst kurz vor Kriegsende mit der Bescheinigung «voll assimiliert» das Bürgerrecht gab und die er, heftig enttäuscht, im März 1947 verliess. Jugendbilder wildern durch seinen Kopf. Vor allem das Wort «Marroni» löst die Gegenwart aus: Er hat wohl die Marroniverkäufer während der dreissiger Jahre in Zürich erlebt, als Gestalten des freien Lebens unter freiem Himmel, immer auf Wanderschaft – on the road. Auch jetzt geniesst er die Nähe zu Italien, das Leben als Grenzfall.

Und so denkt er daran, sich vielleicht in die Schweiz zurückzuziehen – denn die Schweiz wirkt für ihn heute wie eine «Traumangelegenheit». Voll Widersprüchen und Wünschen. «Well, die Schweiz ist ein anderes Land als das, das ich gekannt habe am Ende des grossen Krieges. Man konnte nicht raus, man sass in der Schweiz fest, ein isolationäres Gefühl. 1947, ja, da war es Zeit wegzugehen. Doch jetzt herrscht auch hier ein *wide angle of view*, voll anderer Rassen, Sprachen, Minoritäten. Das wäre ja traurig, glaub ich, wenn es noch dieselbe Schweiz wäre. – Was für ein wundervolles Land, dachte ich auf der Fahrt von Zürich hierher. In New York tut sich immer überall eine Lücke auf, eine Abnormalität. Hier, *it's a different world*. Alles ist so zivilisiert – vielleicht ist die Schweiz ein überzivilisiertes Land. Ich denke jedenfalls oft: *Why not come here and retire, you know*. So, das sind so Gedanken, die man hat, die Gedanken sind frei, hab ich einmal gehört.»

### IN EINER NEUEN WELT

Frank gerät in den donnernden Katarakt der Zeit, fällt zurück, mitten durch jene Jahre, als er seinen Welterfolg «The Americans» von 1958 vorbereitete, mit den Beatniks über endlose leere Highways trollte, unter den Möglichkeitswolken einer neuen Welt, den Grenzlinien von Rasse und Klasse entlang; und dann noch weiter zurück, in die Zeit nach dem Krieg, als er grindige Gesichter aus der Kuhschweiz neben rot wehenden Fahnen des Proletariats fotografiert hat, sich immer am Rand der Landsgemeinden bewegend; und noch weiter zurück, als er mit seinem wirren, ungescheitelten Haar gegen den Wunsch des Vaters nach einer netten Frisur revoltierte. Noch heute steht sein Haar vom Kopf ab in ständigem Aufruhr.

Frank hat gerade die Negative von «The Americans» wieder durchgesehen für eine Jubiläumsausgabe. «Edward Steichen und Walker Evans halfen mir, ein Guggenheim-Stipendium zu bekommen, für eine Reise *across America*. Das ist das Werk, für das ich sehr bekannt wurde. Weil es war vielleicht, irgendwie eine wahre Fotografie, die im Gegensatz zu dem stand, was die Amerikaner in den Revuen und Magazinen sahen über sich selbst. – Ja, jedermann lachte, jedermann hatte gute Zähne und, *you know*, das war alles so ein Traumland, und dann hab ich sofort gesehen, das ist kein Traumland, das ist eine schwierige



Robert Frank in der Villa Garbald im Bergell.

GUADALUPE RUIZ / © PRO LITTERIS

Existenz, und da sind viele Leute, die einsam sind. Das war der Ton für die Fotos, die ich machte. – Ich beobachtete die Leute und versuchte sie zu fotografieren, ohne mich aufzuregen und sie aufzuregen. Das war damals noch möglich. Es wäre heute viel schwerer, die Leute so zu fotografieren. Die sind sofort *suspicious*, wie sagt man, ja: misstrauisch. Jedermann vor einer Kamera verstellt sich, immer, *pretty much*. Ja, da macht man dieses oder jenes Gesicht, ist sich bewusst, was da vorgeht. Das ist *not kosher*. – Und ich wollte gar keinen Kontakt haben mit den Leuten. Ich wollte das Bild bekommen und dann weggehen.»

Robert Frank hat auch die Stereofotografien seines Vaters durchgesehen. Durch die Augen seines Vaters zu sehen, das hält er kaum aus. Franks Stimme zittert, und er verliert sich abermals im Katarakt der Zeit, aus dessen Strudel wie aus dem chemischen Bad in der Dunkelkammer Blätter und Fotos auftauchen, die dem Verrauschen der Zeit entrissen sind und in ihrer – man muss es vielleicht so sagen: Denk-Schärfe bis heute bestechen.

Der seherische Blick eines Philosophen scheint während der Gespräche in der Villa Garbald immer wieder nach innen gewandt. Vor dem ersten Interview fotografiert er die fragenden Spurensucher Juri Steiner und Hannes Hug mit einer kleinen Handkamera, als wollte er einen Bann zwischen sich und die andern legen. Leichte Aggression schwingt in der Geste mit, da er sich vor dem Zugriff der Fragen schützen möchte. Er, der sonst mit seinen bedächtigen Bewegungen und leicht abgeschossenen Kleidern vor den Mauern des Hauses fast verschwindet, mit dem Haus verschmilzt, beim Gehen ganz Treppe wird, den Kopf als Gebirgsmassiv am Horizont versteckend. So wie er einst in den USA als Mann in der Menge unterging, sie aus dem fahrenden Auto fotografierte, als «angry bear», wie ihn Jack Kerouac nannte, immer zu einem Tatenschlag bereit.

### FÜR DIE FREIHEIT

«Man arbeitet immer ohne Netz. Die Leute, die mir den Weg geöffnet haben, De Kooning, Ginsberg oder Kerouac, die lebten im gleichen Quartier. Ich hatte wirklich Glück, da so hineinzufallen in diese Gruppe. Das war wie eine Schule, eine Universität. Talentierte Typen, frei von Angst – die waren, das klingt vielleicht lächerlich: die waren für Freiheit. Damit meine ich nicht *democracy*, sondern *to be free in your work*. Wenn man fragt: Wofür sind Sie? Sind Sie für Israel, sind Sie für die Schweiz, sind Sie für Demokratie? Ich bin für Freiheit. – Dass man

machen kann, was man will. Vielleicht ist das romantisch. Aber, ich bin jetzt 80 Jahre alt geworden, so, da habe ich das Recht, romantisch zu sein, und ich war vielleicht immer romantisch. Ich glaubte: Es gibt keine Regeln. *But there are rules*. Ich habe die Regeln gelernt, hier in der Schweiz. Und dann in Amerika habe ich gelernt, sie zu brechen. – Ich kann mich an einen Brief erinnern, in dem Kerouac sagt: Ach, ich wäre ja so gerne wie du, ich hätte dann zwei Kinder, eine Frau – eine *balance*. *Well*, ich glaube, das war ein grosser Vorteil für mich, ein Gleichgewicht zu haben und zu wissen, wie man eine Foto macht und ein Stativ aufstellt. Das sind Tugenden, die ich gelernt habe in der Schweiz. Einen Radiergummi zu haben und so.»

Frank erzählt in einem ganz eigenen Idiom: Das Schweizerdeutsch klingt weich und voll zugleich aus dem Brustkorb der Vergangenheit, mit veralteten Worten zuweilen, mit zerbrechenden Sätzen. Eine Art Zwischensprache. Immer wieder funkeln englische Wörter dazwischen, versuchen knackend den Kontakt zwischen der Vergangenheit der Beatniks und dem Jetzt herzustellen – doch Frank ist keine Jukebox, die einfach jenen Song abspielt, den man hören möchte: «I never was a beatnik, you know.»

So schwankt er zwischen dem Lob auf Kerouacs Freiheitssuche und seiner Distanz. Es schwankt auch seine Stimmung. Gekränkt wie ein Kind kommt er aus dem Atelier von Giacometti

zurück, in dem nichts zu sehen war. Doch in der allereinfachsten Trattoria gleich jenseits der Grenze, mit Neonlicht und dösender Tiefkühltruhe, da erfüllt ihn die Lust am Sprung über die Grenzen. Wo soll man leben? Und wie?

Im Schmelztiegel New York, in der Subway auf der Suche nach Eindrücken und Einfällen? Oder in Mabou in seinem kanadischen Fischerhaus, diesem «Notausgang» mit Blick auf das Meer, wo er Abzüge alter Fotos an Wäscheleinen hängt und vom Wind wiegen lässt wie ein paar Worte an seine gestorbene Tochter, an seinen gestorbenen Sohn, an seine lebende Liebe: June Leaf? Oder vielleicht doch in der Kargheit der Schweizer Berge, Holz hackend, um nicht zu frieren im Winter, der immer droht?

Das erörtert er dann im denkenden Dialog mit Hans Danuser an einer grossen Tafelrunde, die von Pius Tschumi mit Mikrofonen «verwandelt» wurde, schwadroniert durch die Zeiten, zusammen mit einem italienischen Kollegen und seiner Filmproduzentin Ruth Waldburger, gemeinsam auch mit Gästen und Gastgebern aus dem Bergell, die ihn an Ferien in Soglio und die Zeit mit den Pfadfindern erinnern. Im Hintergrund der Kamin, ab und zu wirft Frank eine Marroni hinein, eine Frage, oder eine Antwort.

### EINE FRAGE DES TEMPERAMENTS

«Die erste Illusion, die ich gekannt habe, war: Amerika. Wenn ich von der Schweiz fortwill, dann gibt es ein Land, das grossartig ist. Da gibt's Hollywood, da gibt's New York, da gibt's Johnny Cash, *yeah*, und das ist alles zum Teil wahr. Es war die Illusion einer grossen Zukunft, über ein wunderbares neues Land. Das war das Ende des Krieges, da hat man nach Amerika geschaut, mit der Hoffnung auf eine neue Welt, eine bessere Welt. Doch die Welt denkt nicht mehr so wie damals, als es das Grösste war, nach Amerika zu gehen. Es gibt andere Länder, es gibt andere Zukünfte. – Doch wenn ich jetzt zurückkomme, auf der Fahrt hierher ins Bergell, scheint alles, was ich sah, so perfekt, so schön. Warum ein Leben zu wählen, das so viel schwieriger ist, wenn man ein Leben haben könnte, das weniger kompliziert ist und vielleicht mehr bietet für einen Mann mit einer Familie und Kindern? Aber für mich war es eine Frage des Temperaments: Natürlich, man kann keinen Kastanienbaum pflanzen in New York, der Marroni gibt; es ist nicht die Temperatur dazu. Aber vielleicht will man irgendwo leben, wo es Marroni gibt?»

Robert Frank gibt sich gern als Rätseltier, verstummt auf einer steinernen Schwelle. Doch dann tritt seine Liebesgefährtin June Leaf aus dem Schatten, in den sie sich allzu grosszügig stellt. Sie stupt ihn in die Gegenwart, mit einem Fingerzeig, der an ihre winzigen Skulpturen erinnert. Die beiden wirken wie eines jener *objets trouvés*, die June Leaf in ihrem Fischerhaus in Mabou am nie endenden Meer findet oder in New York an der Bleeker Street sucht. Das Paar als *objet trouvé* der Liebe.

Vor der Liebe und vor dem Leben hat Robert Frank jegliche Angst abgelegt. Er erzählt vom Bergsteigen, als er einst nicht mehr weiterwollte, schwindelnd in die Tiefe schaute. Da lernte er, einfach nach vorne zu schauen. Solche banale Beobachtungen lädt Frank im Gespräch mit einem schelmzünftigen Lächeln auf. Und legt die letzte Angst ab, jene rückwärtszuschauen.

Kopfüber ging einst der irre Dichter Lenz durchs Gebirg. Und kopfüber erscheint Frank heute jene Schweiz, die er einst verlassen hat – ausgerechnet im Quartier Enge aufgewachsen, dessen Bezeichnung zur Metapher unserer geistigen Landesverfassung wurde. Ein Klischee, das den Blick auf Franks Werk und Leben jedoch verstellt. Ein Klischee auch, das in jenen Tagen im Bergell zerbrach, in jener Nacht, als Robert Frank einen seiner seltenen Träume träumte.

Da Garbald – Gespräche mit Robert Frank im Denklabor Villa Garbald. CD, Fr. 30.– (erhältlich via ETH Villa Garbald oder Kunstumsatzung GmbH, Grubenstrasse 37, 8045 Zürich).

Robert Frank: The Americans / Die Amerikaner. Mit einem Vorwort von Jack Kerouac. Jubiläumsausgabe. Steidl-Verlag, € 30.–.

Dr. Stefan Zweifel ist Übersetzer, Publizist und Mitglied des «Literaturclubs» des Schweizer Fernsehens.